



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maurenbrecher, Wilhelm: Moritz von Sachsen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Norik von Sachsen*)

von

Wilhelm Maurenbrecher.

Bergegenwärtigen wir uns einmal die Entwicklung der deutschen Geschichte in ihren Grundlinien, so tritt uns ein eigenthümliches Verhältniß zwischen Nord und Süd entgegen. Der eigentlich staatenbildende Geist ist im Norddeutschen mächtiger ausgeprägt als im Süddeutschen. Die Zeiten des Mittelalters, in denen man von einem wirklichen deutschen Reiche reden kann, sind gerade diejenigen, in welchen Norddeutschland das Fundament des Ganzen gebildet. Die Ottonischen Kaiser haben Deutschland regiert. Eine kurze Frist ist es noch dem rheinischen Geschlecht der Salier gelungen, das Reich zu erhalten; der Conflict der Salier aber mit den Sachsen warf darauf den Thron um. Und wenn dann die süddeutschen Staufer noch einmal das fallende Reich zusammengeleimt haben, nicht für lange Zeit hat dieser süddeutsche Keim vorgehalten. Das deutsche Reich hat ein Ganzes gebildet, so lange sein Schwerpunkt im Norden gelegen; wurde er nach Süden verschoben, so trat die Gefahr der Auflösung ein. Und dies hat seit dem 13. Jahrhundert sich noch weiter entwickelt. Nord und Süd gingen immer weiter auseinander. In allen den Fürstenthümern und Bisthümern, Abteien und Städten des Südens schoß der Particularismus der Deutschen lustig ins Kraut. Der Norden, der nicht ganz die Höhe der Zersplitterung des Südens erreichte, lebte meist für sich und seinen eigenen Interessen und Aufgaben.

Es verleiht der Geschichte des 15. Jahrhunderts einen ganz besonderen Reiz, zu bemerken und zu verfolgen, wie damals in Deutschland eine patriotische Bewegung erwacht ist, welche eine Erstarkung des Reiches gegenüber den Territorialgewalten, eine Erhebung des Centrums gegenüber der Peripherie laut und immer lauter forderte. Die Kaiser aus habsburgischem Hause, Maximilian I. und sein Enkel Karl V. haben sich dieser Stimmung bemächtigt und den Anlaß gemacht zu einer Erneuerung des untergegangenen Kaiserthums

*) Vortrag, gehalten zum Besten des akademischen Prämienfond in Königsberg am 26. November 1872.

von Deutschland. Ihr Versuch ist gescheitert. Es war doch in den letzten drei Jahrhunderten der deutsche Süden nicht fähiger geworden, als eigentliches Fundament den Reichsbau zu tragen, und es hatte die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts eine Scheidewand aufgerichtet zwischen dem Katholicismus des Hauses Habsburg und dem Protestantismus, dem die überwiegende Majorität der Deutschen sich hingegeben hatte. Wenn eine neue Vereinigung Deutschlands von süddeutschen Elementen aus schon für unwahrscheinlich im 16. Jahrhunderte gelten durfte, so war es sicher unmöglich, auf den Boden der alten Kirche das neue Reich zu stützen. Das Fürstenhaus, das Land, dem eine Neugestaltung Deutschlands gelingen konnte, mußte ein norddeutsches und ein protestantisches sein.

Nachdem heute dies Ziel erreicht ist, nachdem dies Postulat der deutschen Geschichte seit dem Ausgange des Mittelalters nicht mehr allein theoretisches Postulat deutscher Historiker, sondern handgreifliche Wirklichkeit unseres Lebens geworden — heute mag es sich geziemen auf den Weg, den die Geschichte Deutschlands in den letzten Jahrhunderten gegangen, zurückzuschauen und die Frage zu stellen: ist es eine Nothwendigkeit unserer Geschichte zu nennen, daß gerade das Reich der Hohenzollern, das Kurfürstenthum Brandenburg der Grundstein der deutschen Zukunft geworden? Gestellt war die Aufgabe schon dem 16. Jahrhundert. Es galt gegenüber den unfruchtbaren Versuchen der katholischen Habsburger die norddeutschen Kräfte zu sammeln und auf Grund und im Anschluß an das protestantische Princip ein der Erweiterung fähiges politisches Wesen zu bilden.

Wir scheint es nicht richtig, wenn man den Hohenzollern des 16. Jahrhunderts schon derartige Gedanken und Pläne, schon die Anfänge einer derartigen Politik beilegen will. Aber neben Brandenburg gab es damals ein anderes norddeutsches und protestantisches Land, das allerdings die Führung der historischen Aufgaben unserer Nation auf sich genommen hat. Am Anfang des 16. Jahrhunderts schwang sich Sachsen zu einer großen nationalen Bedeutung empor. An der Spitze der Reformpartei im Reiche hat eine Zeit lang der sächsische Kurfürst Friedrich gestanden, — er zugleich der glückliche Schützer und Schirmer Luther's und der protestantischen Anfänge.

Welch eine Stellung fiel damit Sachsen zu! Die Führung der protestantischen Partei war bei Sachsen: in der Geschichte der deutschen Reformation ist auf jedem Blatte und bei jedem Ereigniß von Sachsens Haltung die Rede. Das Interesse des Historikers der deutschen Reformationszeit haftet vornämlich an den sächsischen Dingen. Die Alternative — Habsburg oder Sachsen — hat damals Jahrzehnte lang über Deutschland geschwebt.

Gewiß, dem sächsischen Kurhause hat damals nur das Eine gefehlt — ein fähiger Staatsmann, der die Situation seines Landes erkannt und die

Mittel desselben benutzt hätte! Jene Kurfürsten, Friedrich der Weise, Johann der Beständige, Johann Friedrich der Großmüthige, sie waren sehr brave, ehrbare Leute, aber schlechte Politiker, sie waren mehr fromm als klug: sie beteten, wo sie denken, sie redeten, wo sie arbeiten sollten. Sie haben für sich und ihr Sachsen unendlich viel verpaßt, sie haben gegen die Zukunft des Protestantismus schwer gesündigt.

Das wurde anders, als ein junger Fürst aus einer Seitenlinie des Hauses den Kurhut, den er dem Vetter vom Haupte gerissen, sich aufsetzte, als er in kurzer Zeit sich mit seiner Thatkraft und seiner Einsicht zum Führer des protestantischen Deutschland aufwarf. Da sah es aus, als ob in Kurfürst Moritz der Mann erschienen sei, welcher der deutschen Geschichte ihre Bahn anweisen und ihre Richtung bestimmen werde. Es war ihm nicht beschieden, seine volle Größe in bleibenden Resultaten zu erweisen. Noch im Beginn seiner Laufbahn raffte eine feindliche Kugel den 32jährigen weg: er wurde nicht ersetzt. Sein Nachfolger war nicht der Mann, auf der Höhe, auf die ihn Moritz gestellt, sich nur aufrecht zu erhalten, bald war Sachsen wieder auf dem Niveau der übrigen deutschen Territorien angelangt. Und die von Moritz ergriffene Möglichkeit allgemeinerer Bedeutung war dahin, als Sachsens Fürsten sich und ihr Land mit einem engherzigen und beschränkten Confessionalismus identificirten. Das war auch damals im 16. Jahrhundert nicht möglich, auf die Orthodoxy einer einzelnen Confession eine leitende Stellung zu gründen. In der ungeheueren Krisis des 30jährigen Krieges war Sachsen schon völlig aus der Rolle herausgefallen: die Stelle im protestantischen Norden war leer geworden; erst Brandenburg-Preußens Großer Kurfürst hat in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Aufgabe, an der Sachsen sich vergebens versucht, aufgenommen und gelöst.

Die Reformationszeit in Deutschland ist reich an interessanten Persönlichkeiten. In verschwenderischer Fülle und Mannigfaltigkeit sind Helden des Geistes und der Feder und des Schwertes über die Gauen Deutschlands ausgestreut. Theologen und Dichter, Denker und Historiker, Ritter und Bürger, Krieger und Redner, eigenartige und ursprüngliche Geister und Charaktere in jeder Richtung begegnen dem forschenden Auge überall im damaligen Volke. Und auch wer die Schaar der Fürsten jener Zeit prüfend und musternd durchwandert, trifft auf nicht wenige stattliche und achtungswerthe Gestalten, gottesfürchtige und fromme Väter ihres Landes, religiöse Vorbilder ihrer Unterthanen, patriarchalische Beschützer der neuen kirchlichen Pflanzungen und neben ihnen schlagfertige Soldaten, feurige Reitersleute und lustige Becher, oder sorgsame Hauswirth und treue Aufseher der Landesverwaltungen.

Einer aber ist unter ihnen, der Seinesgleichen nicht hat, — ein einziger

Staatsmann, der politisch denkt und politisch handelt, ein einziger deutscher Landesfürst, der den großen Politikern seiner Zeit ebenbürtig ist.

Das ist Moritz von Sachsen.

Vergleicht man ihn mit seinen fürstlichen Berufsgenossen, so berührt seine Erscheinung wie ein fremdartiges Wesen. Er, ein Protestant, hat im Kriege des katholischen Kaisers gegen die deutschen Protestanten auf der Seite des Kaisers gestanden: er hat redlich dazu mitgeholfen dem Kaiser die Protestanten unter die Füße zu werfen. Nachdem er seinen Lohn dafür weg hatte, — die sächsische Kur — hat er eine Empörung der Protestanten gegen Kaiser Karl eingeleitet, vorbereitet, durchgeführt: ihm fast ausschließlich ist die öffentliche Anerkennung des Protestantismus im Reiche, der Religionsfriede, zu verdanken.

So bewegt sein politisches Thun sich in jähem Wechsel. Auf realen Machterwerb hatte er immer sein Auge gerichtet, um politische Macht war es ihm zu thun und fast scheint es, als ob ideale Interessen ihn wenig erfaßt hätten. Die religiösen Impulse der Reformationszeit haben auf ihn wenig gewirkt. Theologische Streitfragen, die Lieblingsthemata seiner Zeitgenossen, sind ihm ziemlich gleichgiltig: kühl und nüchtern steht er den kirchlichen Dingen gegenüber. So ist es gekommen, daß der Retter des Protestantismus in Deutschland nicht einmal den Protestanten ein sehr warmes Andenken hinterlassen: der erste „Verrath“ wird ihm nicht vergessen, für die spätere Errettung ist man ihm wider Willen dankbar. Gerade sein Mangel an persönlicher Wärme, das Deficit religiöser Begeisterung ist bei einem Fürsten der Reformationszeit eine Sünde, für die man keine Vergebung hat.

Wer dagegen die politische Natur dieses Mannes betont, wer aus den Voraussetzungen der Lage, den Eigenschaften dieses Charakters die Politik dieses Fürsten zu erklären unternimmt, kann sehr leicht in die Gefahr kommen, für einen unbedingten Bewunderer einer sehr verrufenen Sache oder einen Advocaten politischer Treulosigkeit und Selbstsucht angesehen zu werden. Das ist die Klippe, an welcher der Historiker des Kurfürsten Moritz leicht scheitern kann. Versuchen wir sie zu umgehen!*)

Es wird nöthig sein, die politische und territoriale Situation kurz zu zeichnen, in welche Moritz als sächsischer Kurfürst eingetreten ist.

*) Eine nähere Ausführung und Begründung dieses Vortrages findet sich theils in meinem Buche (Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555. — Düsseldorf 1865) theils in einer größeren Abhandlung „Zur Beurtheilung des Kurfürsten Moritz von Sachsen“, welche in der Historischen Zeitschrift Bd. XX S. 271—337 (1868) abgedruckt ist.

Die sächsischen Lande waren 1485 in zwei Massen getheilt, die kurfürstliche und die herzogliche. Bei dieser Theilung war aber nicht alle und jede Gemeinsamkeit zwischen den ernestinischen Kurfürsten und den albertinischen Herzogen aufgehoben. Genug Anlaß zu Hader und Streit war geblieben. Die territorialen Reibungen und nachbarlichen Fehden brachen nicht ab. Im albertinischen Hause selbst war noch für einen jüngeren Prinzen ein Stück Land abgezweigt, für Herzog Heinrich, den Bruder des Herzogs Georg von Sachsen. Dieses Heinrich's, der sich mit einer mecklenburgischen Prinzessin vermählt, Sohn war Moritz.

In jenes sehr durcheinander gemischte und ineinander verschlungene Netz territorialen Kleinlebens in Sachsen und Thüringen war nun der große religiöse und politische Gegensatz des 16ten Jahrhunderts hineingefahren. Die Kurfürsten von Sachsen waren von Anfang an die politischen Führer der Protestanten; unter ihrem Fittige entfaltete Luther seine reformatorischen Principien und in ihren Landen baute er seine kirchlichen Anstalten aus. Als der Kaiser und das offizielle Reich die Reformation Luther's verworfen, als die Unterdrückung der neuen religiösen Richtung und der neuen protestantischen Kirchen der kaiserlichen Politik zur Losung geworden, da wurde unter Kursachsens und Hessens Leitung ein Bund der protestantischen Territorien zur Vertheidigung eben sowohl ihrer landesherrlichen Autonomie als ihrer evangelischen Landeskirchen geschlossen. Somit stand Kursachsen an der Spitze des protestantischen Deutschland und der fürstlichen Opposition gegen Karl V.

Die sächsischen Herzoge dagegen hatten sich dieser Partei nicht angeschlossen. Ihr Stammherr Albert war einer der eifrigsten Anhänger Habsburgs gewesen: in habsburgischem Dienste hatte er militärische und politische Lorbeeren errungen. Auch Herzog Georg gehörte dieser Richtung an. Er, einer der kräftigsten Fürsten aus der älteren Generation der Reformationszeit, war zugleich ein entschiedener und heftiger Gegner Luther's. Politisch und kirchlich war er der geeignete Nebenbuhler seines kurfürstlichen Vetter's. Die territoriale Eifersucht und Feindschaft erhielt in dem allgemeinen Gegensatz neue Nahrung und willkommenen Anlaß. Reibungen konnten nicht ausbleiben. Und sobald die katholische Tendenzpolitik des Kaisers auf feindliche Schläge gegen die Protestanten sann, bot sich ihr als Helfer der katholische Herzog von Sachsen, der mitten unter den Protestanten saß. Georg war auf katholischer Seite der Mann der That, der selbst zur Action drängte: winkte ihm bei einer solchen doch der Kurhut von Sachsen als Lohn seiner Opfer für Kaiser und Kirche!

Der jüngere Bruder Georg's, Herzog Heinrich, dagegen hielt sich mehr zur protestantischen, kursächsischen Seite: er ist zuletzt offen zur evangelischen Religion

übergetreten und auch Mitglied des Schmalkaldener Bundes geworden. So verwickelt lagen die Verhältnisse zwischen den sächsischen Nachbarn und Stammesvettern.

Viele Mittel besaß man am Freiburger Hofe nicht. Drei Söhne hatte Herzog Heinrich: Moriz, August und Severin. Der letzte starb jung. Bei der Erziehung der Prinzen Moriz und August mußten die Verwandten aus-
helfen. Auf die Entwicklung des heranwachsenden Moriz war es von Ein-
fluß, daß er viel an den benachbarten Höfen sich aufhielt; bei dem Kurfürsten
von Mainz und bei seinem Oheim Herzog Georg. Besonders des Letzteren
Art machte ihm Eindruck. Es wird erzählt, Herzog Georg habe von diesem
Neffen Großes erwartet, der es liebte, bei den Gesprächen und Berathungen
reiferer Männer zugegen zu sein. Verbindungen und Beziehungen mit den
Ministern Georg's knüpften sich ihm an. Ihm stand ja die Aussicht auf
Georg's Erbe offen. Die zahlreiche Familie desselben starb dahin; auch der
letzte Sohn, den Georg noch schnell vermählt hatte, um so vielleicht die Fort-
dauer seiner Linie sicher zu stellen, verschied kinderlos. Und mochte da Georg
ganz zuletzt noch wenigstens die katholische Zukunft seines Landes testamen-
tarisch zu garantiren versuchen, das war und blieb ein aussichtsloses, unwirk-
sames Mittel. Nach seinem Tode, im April 1539, kam Herzog Heinrich zur
Regierung. Bald wurde auch das Herzogthum protestantisch. Und auch Moriz,
der Erbprinz, war in diese protestantische Richtung schon hineingeboren. Er
für sich war und blieb bei diesem protestantischen Bekenntniß. Seiner Mutter,
die nicht ganz ohne Sorgen in dieser Hinsicht gewesen zu sein scheint, hatte
er die Versicherung ertheilt, er würde bei seinem Glauben verbleiben. Ge-
gründeter wohl war die Voraussetzung, daß er auf politischem Felde an die
Tradition Herzog Georg's sich halten, daß er nicht, wie sein schwacher Vater,
ohne Weiteres dem kurfürstlichen Vetter sich unterordnen würde. Es hat nicht
an Lockungen von der einen, an Warnungen und Mahnungen von der an-
deren Seite gefehlt. Ganz ähnlich wie Georg, war auch Moriz in der An-
lehnung an „große Herren“ sein Glück zu suchen geneigt, d. h. eine gewisse
Empfänglichkeit für die durch kaiserlichen Dienst zu erwerbende Machterhöhung
wurde bei ihm vorausgesetzt.

Ein Gegensatz zur Regierung seines Vaters war nicht zu verkennen.
Dieser schwache Fürst war kaum im Stande, sein Land und sein Haus zu
regieren. Die Wirthschaft am Hofe gerieth in solche Unordnung, daß die
Stände sich anschickten, einzuschreiten. Da starb Heinrich am 18. August 1541.

Und Moriz übernahm die Regierung 20 Jahre alt. Seine Verbindung
mit den von Heinrich entfernten Ministern Georg's hatte er nie aufgegeben;
gegen den Willen der Eltern hatte er des heldenmüthigen Landgrafen Philipp
von Hessen Tochter Agnes schon heimgeführt. Nunkehrten die alten Rätthe

wieder in die Geschäfte zurück, und eine sichere, besonnene, consequente politische Arbeit begann. Zunächst ließ er die weitere Zersplitterung des Hausbesitzes nicht zu: er fand den Bruder August mit einer Apanage ab, ohne ihm wieder ein eigenes Gebiet zuzuweisen. Er lehnte den Eintritt in den Schmalkaldener Bund ab. Er näherte sich dem kaiserlichen Hofe, zu persönlichen Diensten bereit. Und die Rechte, die er zu haben glaubte, hielt er mit Entschlossenheit fest, zu kriegerischem Schutze gerüstet.

Das erste Auftreten des jungen Herzogs sticht ab nicht nur von der unfähigen Schwäche Heinrich's oder dem rastlosen Ehrgeize Georg's, nein auch mit den andern deutschen Fürsten verglichen, zeichnet es sich durch Entschiedenheit der Haltung und durch maßvolle Sicherheit des Strebens sofort vorthellhaft aus. Innerhalb der Parteien des damaligen Deutschland ergriff Moritz sofort eine eigenthümliche, selbständige und feste Stellung.

Es waren damals die Jahre, in welchen der protestantische Bund auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses stand. Durch seine europäische Politik war Kaiser Karl damals genöthigt, von den Plänen der Feindschaft gegen die Protestanten abzugehen, wenigstens einstweilen sie ruhen zu lassen und eine Verständigung mit ihnen zu suchen. Die religiöse oder kirchliche Wiedervereinigung war nicht gelungen, aber einen *modus vivendi* glaubte man gefunden zu haben, als 1541 Kaiser Karl einstweilen sie anerkannte und die weitere Consolidirung der protestantischen Landeskirchen geschehen ließ. Ja, um nur die politisch-kirchliche Stellung des Schmalkaldener Bundes nicht noch weiter um sich greifen zu lassen, mußte Karl die Fürsten des Bundes freundlich behandeln, sie begütigend und besänftigend anfassen. Es ließen einzelne sich gewinnen. Der lebhafteste Landgraf Philipp war jetzt voll Eifer für seinen Kaiser. Er brachte auch seinen Schwiegersohn Moritz zuerst in directere Beziehungen zum Kaiser: dessen Fortschritte in der Welt schienen ihm am Herzen zu liegen.

Wie schon gesagt, den Eintritt in die protestantische Verbindung hatte Moritz verweigert. Schutz der etwa bedrohten protestantischen Religion hatte er auch seinerseits zugesagt, aber in den Bund trat er nicht ein. Zunächst hielten ihn die alten stets weiter fortgehenden Händel davon zurück, die er mit dem Kurfürsten von Sachsen noch hatte. Dem jungen, noch unerfahrenen und unerprobten Neuling gegenüber schlug Kurfürst Johann Friedrich einen hohen Ton an. Die Raumburger und Meißener Angelegenheiten behandelte er ohne Rücksicht auf die Rechte und Ansprüche des jungen Herzogs. — Von Johann Friedrich, den er verachtete und in der That politisch weit übersah, wollte sich Moritz nichts gefallen lassen. Er griff zu bewaffneter Abwehr. Daß es nicht damals gleich zu einem sächsischen Bruderkriege gekommen, hat nur Philipp's Dazwischentunft verhindert. Ein böses Symptom für Moritz

war es dabei gewesen, daß die öffentliche Meinung der protestantischen Kreise sich offen und heftig für Johann Friedrich geäußert. Der Aerger der Partei über die Selbständigkeit des Anfängers des Kleinfürsten hatte sich deutlich Luft gemacht. Auch das trieb ihn zum Kaiser.

Und mehr und mehr lockte ihn die kaiserliche Staatskunst. Immer deutlicher, immer fester gestaltet traten aus dem Nebel anfangs allgemein gehaltener Worte bestimmte politische Aufgaben heraus. Der Kaiser bereitet seinen Protestantenkrieg vor, indem er sich einzelne Protestanten als Helfer und Diener gewann.

Wir bewundern mit Recht die außerordentliche Virtuosität, mit der die Minister und Diplomaten Karl's das große Unternehmen vorbereitet und zu-gerichtet haben. Es ist eines der Meisterstücke diplomatischer Arbeit. Aber nicht mindere Anerkennung verdient die Leistung des jungen Sachsenfürsten, eines Politikers im 24ten und 25ten Lebensjahre. Er zeigte keine Eile und keinen Eifer, unter die Streiter des Kaisers eingereiht zu werden, sich seinen Lohn zu verdienen. Sehr vorsichtig hielt er sich zurück, — er vermied es, sich zu binden. Er wartete bis man ihn brauchte: er hatte es bis zuletzt in der Hand die Bedingungen nicht fertig annehmen zu müssen, sondern sie verhandeln und bedingen zu dürfen. Bei aller Zögerung riß der Faden der Unterhandlung nie ab. Und trotz allem war bis zum letzten Abschluß ihm auch die Möglichkeit offen, nicht mit dem Kaiser gegen die Protestanten, sondern mit den Protestanten gegen den Kaiser zu gehen. Seinen Gedanken enthüllt uns diese den Protestanten zugekehrte Seite am besten.

Da war für ihn der Ausgangspunkt dies: daß er am protestantischen Religionsbekenntniß principiell festhalten, daß er aber jenem damaligen protestantischen Bunde nicht beitreten d. h. sich nicht unterordnen wollte. Unter die Führung eines Johann Friedrich sich zu stellen war ihm unmöglich. Er war Moritz' specieller Gegner und Rivale, er war dazu so unfähig und so unglücklich in der Leitung der gemeinsamen protestantischen Angelegenheiten, daß es einem politisch denkenden Kopfe nicht anstehen konnte unter ihm zu dienen. Vor der persönlichen Ehrenhaftigkeit und Frömmigkeit des Kurfürsten wird man die höchste Achtung hegen und dabei doch von seiner politischen Fähigkeit die allergeringste Meinung haben dürfen. Die Organisation des großen protestantischen Bundes war eine schwerfällige; eine wirkliche Action desselben war kaum zu erwarten.

Als die Vorboten des kaiserlichen Sturmes am Himmel sich zeigten, war es Moritz' Absicht einen protestantischen Vertheidigungsbund neu zu bilden, dessen Leitung einem Triumvirate zu übertragen wäre, nämlich Johann Friedrich, Philipp und Moritz selbst. Auf die allgemeine Haltung würde damit Moritz einen direkten Einfluß, ja nach der Lage der Dinge und Per-

sonen, da Philipp leichter für des Schwiegersohnes Anschauung zu gewinnen war, den bestimmenden und maßgebenden Einfluß erlangt haben. Was Moritz an dem Plane gefiel, stieß den Kurfürsten ab. Johann Friedrich beantwortete diese Vorschläge mit der Aufforderung, Moritz solle in den Schmalkaldener Bund eintreten. So konnte man sich nicht verständigen.

Nun blieb für Moritz nur noch seine Verbindung mit Philipp in Kraft. Der Faden riß nicht so schnell, und seltsam, ganz ist er eigentlich nie abgebrochen. Eine Zeitlang, im Herbst 1545 und Winter auf 1546, hielt er sich noch neutral, als Vermittler, der mit beiden Theilen gut zu stehen wußte. Wohin ihn aber schließlich seine Neigung ziehen würde, zeigte sich bald immer deutlicher.

Wir folgen hier nicht allen einzelnen Windungen und Biegungen des diplomatischen Weges. Bei den Protestanten blieb Alles beim Alten. Eine festere Organisation, die mögliche europäische Allianz wurde ebensowenig zu Stande gebracht als der richtige Augenblick zur Action gegen den noch in der Rüstung begriffenen Kaiser benutzt. Ohne festen Gedanken und sichere Führung trieb man in den Wirbel des Krieges.

Und in diesem Augenblicke sonderte sich Moritz noch weiter ab von seinen Glaubensgenossen. Seine eigenthümliche Behandlung der kirchlichen Angelegenheit deutete sich damals schon entschiedener an. Er stand doch etwas anders zu der kirchlichen Sache als die meisten andern Fürsten. Er repräsentirt uns die zweite Generation der Reformationzeit.

Jene älteren Menschen hatten von ihren ersten Anfängen an die Luther'sche Bewegung miterlebt. Sie hatten mit dem ersten Impulse leidenschaftlicher Begeisterung die Reformation der Kirche aufgefaßt. Fürsten wie Theologen des älteren Geschlechtes lebten und starben ihrem religiösen Gefühle.

In der zweiten Generation überwog schon die Reflexion, der Verstand über das Gefühl. Bei den doctrinären Naturen in dieser zweiten Generation äußert sich dies Ueberwiegen des Verstandes in der Rechthaberei und der theologischen Zanksucht, welche jene Kämpfe der verschiedenen Nüancen lutherischer Orthodoxie zu sehr traurigen Erscheinungen der Kirchengeschichte gestempelt hat. In dieser zweiten Generation traten aber hier und da auch mehr praktische, mehr politisch angelegte Köpfe auf, welche mit einer gewissen persönlichen Nüchternheit, mit einem gewissen, wenn ich so sagen darf, Indifferentismus mehr auf die öffentlichen Erscheinungen und Resultate der kirchlichen Veränderung als auf die religiöse Wurzel oder die theologische Begründung sahen. Es ist des Historikers Amt, weder die jüngere noch die ältere Gruppe, weder die eine noch die andere Seite zu verdammen, sondern alle, eine jede in ihrer relativen Berechtigung zu verstehen. Allerdings, das Verdammen

nach der eigenen Neigung ist leichter als das Verstehen verschieden gearteter Gegensätze.

So viel ich nun sehe, ist Moritz der Erste der Politiker aus dieser jüngeren zweiten Schicht von Menschen der Reformationszeit. Im Großen und Ganzen war der Boden des kirchlichen Lebens für ihn die Reformation Luther's, die auf Lutherschen Sähen aufbaute evangelische Landeskirche. An allen ihren wesentlichen Eigenschaften wollte er fest halten. Sie wollte er auch vertheidigen. Aber sein Eifer bei dieser Vertheidigung war nicht so hitzig wie das Auftreten seines heftigen Schwiegervaters, nicht so starr wie die Haltung des Kurfürsten Johann Friedrich. Jene wollten nach allem was sie seit einem Vierteljahrhundert erlebt hatten, auf die Theilnahme an dem damals eröffneten großen Concile der Kirche sich gar nicht mehr einlassen. Moritz meinte, die protestantischen Theologen sollten mit ihren „Disputir- und Bankbüchern“ etwas aufhören; man sollte die tüchtigsten Theologen aufs Concil schicken, damit sie eine Vergleichung mit der Kirche in allem was Glauben und Gewissen gestatte, ins Werk richteten: für diejenigen Punkte, in denen man sich nicht einige, machte er sich anheischig vom Kaiser Toleranz zu erbitten und zu erlangen.

Wir begreifen es leicht, daß bei den protestantischen Eiferern eine solche Anschauungsweise Entsetzen erregte. Wir begreifen auch die religiösen und sittlichen Motive dieses Entsetzens. Aber wir sind deshalb doch nicht im Stande, das Programm des Herzog Moritz von vornherein ein unprotestantisches zu schelten — vorausgesetzt, daß Moritz auf ihm stehen bleiben wollte. Beide Wege konnten zum Ziele, zum Schutz des Protestantismus führen: welcher der bessere war, das hing von praktischen Erwägungen ab.

Kommen wir zum Abschluß. Mit den Protestanten verständigte sich Moritz nicht mehr. Sein Minister Karlowitz, der die letzte Verhandlung geführt, reiste sogleich weiter an den kaiserlichen Hof. Nachher kam Moritz persönlich dahin. Er war dem Kaiser gewonnen. Und wenn er keinen Anstand hatte, selbst loszuschlagen auf den Kurfürsten, so winkte ihm der Lohn, den schon Herzog Georg zu ergreifen gedacht hatte, — die sächsische Kur. In der kirchlichen Frage aber hatte Moritz keineswegs die Bedingung des Kaisers, die rückhaltlose Unterwerfung unter das Concil auf sich genommen. Weit, sehr weit war er der katholischen Politik entgegengekommen: er hatte allerdings verheißen die eventuellen Decrete des Conciles in seinem Lande nicht anfechten zu wollen, aber er hatte doch die praktisch sehr nützliche ausdrückliche Concession des Kaisers dafür eingetauscht, „wenn auf dem Concil zwei oder drei Artikel (und damit ist gemeint Priesterehe, Laienkelch, Rechtfertigungslehre) unverglichen blieben, so sollte Moritz mit seinen Unterthanen bis zu weiterer Vergleichung darin ungeschädet bleiben.“

Wir sehen, auch bei dem Dienstvertrage mit dem Kaiser, war die nicht unbedingte Unterwerfung unter den Katholicismus, war eine verkaufte Erhaltung des protestantischen Zustandes von Moritz durchgesetzt worden. Es kam darauf an, ob er bei der späteren Erörterung auf seinem „Scheine“ auch gegen den siegreichen Kaiser beharren würde.

Zunächst heimste er die politischen Früchte seines Thuns ein. Im Sommer 1546 brach endlich der Protestantenkrieg Karl's V. aus. Die Heere der Schmalkaldener manöuvrirten im Süden gegen den Kaiser: ihrer Uebermacht hielt Karl Stand und kam nach und nach in den Vortheil. Da fiel Moritz den Protestanten in den Rücken. Er drang ins Kurfürstenthum Sachsen ein, er eroberte und besetzte das Land. Schnell wendeten sich die Heere des Bundes, ihr Heimathsland zu retten. Moritz mußte weichen. Aber schon zog der Kaiser heran und brachte die Sache zur Entscheidung. Auf der Rochauer Haide bei Mühlberg wurden die Protestanten bis zur Vernichtung geschlagen, der Kurfürst selbst gefangen. Der Landgraf zog sich zurück. Das Land Sachsen kam nach und nach in die Gewalt der Sieger. Moritz empfing seinen ausgedungenen Lohn.

Er wurde Kurfürst von Sachsen. Aber von den Ländern, welche die Ernestiner bis dahin besessen hatten, mußte er ein gutes Theil wieder ihnen zurückgeben, mehr als ihm lieb und bequem war. Anfangs gedachte er sogar sie unter seine Oberhoheit zu bringen, sie zu apanagiren wie er es seinem Bruder gethan, aber er setzte dies nicht durch. Bei den Verhandlungen stieß Moritz auf den Widerspruch des Kaisers. Karl glaubte auch gegen Moritz sich eines Gegenpartes versichern zu müssen: eine ihm feindlich gesinnte fürstliche Vetterschaft, die zwischen seinen Territorien selbständig saß, sollte Moritz auf den Dienst passen: jedenfalls war sie in ihrem Nachbedurste in jedem Augenblicke, falls Karl des Rückschlages bedurfte, zur Niederhaltung oder Verkleinerung des neuen Kurfürsten zu gebrauchen. Jahre lang schleppte sich dieser Zustand hin, dessen Druck Moritz aufs empfindlichste fühlte. Es war einer der Vermuthstropfen, welche Karl sofort seinem Diener in den Siegestrank mischte.

Den hessischen Schwiegervater hatte Moritz mit dem Kaiser auszuföhnen unternommen. Der Landgraf unterwarf sich, er ergab sich „zu Gnade und Ungnade“ in die Hand des Kaisers. Und nur die Versicherung war dagegen gewährt, daß das „nicht zu körperlicher Strafe und nicht zu beständigem Gefängniß“ führen sollte. Aber wider sein Erwarten und wider die Meinung der Unterhändler, des neuen sächsischen und des brandenburgischen Kurfürsten, wurde Philipp gefangen gehalten. Eine große Unachtsamkeit und Unvorsichtigkeit bei dem Abschluß der Capitulation hatten sich die beiden Fürsten zu Schulden kommen lassen. Sie hatten geglaubt überhaupt Freiheit vom

Gefängniß versprechen zu dürfen, während Karl nur ein immerwährendes ausgeschlossen hatte. Als sie nun empört über die Ueberlistung aufbraussten und dem Kaiser Treubruch vorwarfen, brachten die kaiserlichen Staatsmänner sie dazu, daß sie selbst schriftlich das Recht des Kaisers bescheinigen, also ihren eigenen Fehler anerkennen mußten. Sie verlegten sich auf das Bitten. Man hielt sie hin. Für Moritz war dieß besonders peinlich. Ihm schob die öffentliche Meinung die Schuld für die Gefangenschaft des Landgrafen zu. Entrüstet bezeichneten damals und bezeichnen heute noch viele Protestanten ihn als den Verräther, der seinen Stammesvetter beraubt, seinen Schwiegervater ins Gefängniß des Kaisers geliefert, und diesen Verrath eben durch den hinterlistigen Abfall von der Sache seiner Glaubensgenossen vollbracht habe.

Sind diese Vorwürfe begründet? Der erste — ja! Der zweite und letzte — nein!

Die albertinische Tendenz gegen den ernestinischen Kurfürsten hatte Moritz voll und ganz in sich aufgenommen. Die territoriale und dynastische Rivalität ihrer Häuser war er durch einen großen Schlag zur Entscheidung zu bringen entschlossen. Rechtsverletzungen, Rücksichtslosigkeiten von dem mächtigeren Nachbar hatte er selbst genug erfahren, — Ausöhnung, gütliche Vergleichung hatte er mit hastigem Nachdrucke mehr wie einmal gefordert. Daß die Spannung, wenn sie so weiter gehe, schlimme Consequenzen haben könne, hatte er nicht verborgen. Aber der Größere legte dergleichen Drohworten des Kleinen keine Tragweite bei. Und gleichzeitig lockte nun des Kaisers Gunst ihn mit Ausichten des Erwerbes und der Erhöhung. Ganz gewiß, es ist der Ehrgeiz des fürstlichen Jünglings, der ihn zu den weiteren Schritten getrieben hat. Er wollte eine große politische Rolle spielen; er fühlte sich dazu geschaffen. Die kleine untergeordnete Stellung, die er geerbt, bot dazu kaum eine Aussicht: Macht war ihm nöthig, und Macht wollte er haben. Selten ist dieses Verlangen nach politischer Macht so stark in einem Menschen ausgeprägt gewesen, als in diesem Moritz. Diese Leidenschaft hat seine Seele ganz ausgefüllt und politischer Ehrgeiz ist die Triebfeder seines Lebens. Vorwärts zu kommen, war sein Vorsatz. Dagegen wogen die etwelchen Bedenken, durch des feindlichen Wetters Sturz zu steigen, bei ihm nicht schwer: als die That möglich war, griff er zu.

Ich preise dieses Verfahren nicht. Ich tadle es nicht. Ich halte den Vorwurf selbst für theilweise begründet.

Meine Absicht ist nur das wirklich vorhandene Motiv, — die politische Tendenz, die in der persönlichen Begabung des Mannes und in der überkommenen Situation der Verhältnisse begründet ist, — zu vollem Ausdruck gebracht zu sehen. Aber die anderen Anklagen sind nicht gerechtfertigt oder

wenigstens nicht in dem üblichen Sinne gerechtfertigt. Daß Landgraf Philipp ins Gefängniß wandern mußte, war nicht Moriz' Wille, ja es war ihm eine heftige Kränkung. Sein Fehler war, daß er nicht ordentlich aufgepaßt, nicht mißtrauisch genug gewesen war. Auch ein begabter Politiker muß eine Lehrzeit durchmachen: und damals ertheilte die Staatskunst des Kaisers diesem politischen Anfänger eine Lection, die ihm das Blut zu Kopf steigen ließ, die ihm den bittersten Stachel für immer einpflanzte. Aber er hat etwas gelernt aus diesem Vorgange, er hat nachher seinem kaiserlichen Lehrmeister die Vorzüge seiner Schule selbst bewiesen, in einer Weise, die den Meister noch weit übertroffen.

Daß Moriz' Gegnerschaft gegen Johann Friedrich und die Schmalkaldener nicht den Abfall vom Protestantismus bedeutet, ist schon ersichtlich aus dem, was ich von seinen Verhandlungen mit dem Kaiser erzählt. Als er ins Feld zog, betheuerte er seinen Protestantismus noch seinen Landständen, er theilte ihnen die Zusage des Kaisers mit, daß eine Religionsveränderung in Sachsen nicht verlangt würde. Er hielt im alten wie im neu erworbenen Gebiete seine Hand über dem kirchlichen Zustande, wie er bis dahin sich entwickelt und festgesetzt hatte.

Die allgemeine Ordnung sollte auf dem Reichstage in Augsburg 1547 und 1548 erfolgen. Es ist bekannt, wie Karl als Sieger dem Reiche seine Entschlüsse damals aufgelegt hat. Die kaiserliche Macht wurde zu einer dem Particularismus bedenklichen Höhe gesteigert. Karls Wille regierte in der That das Ganze und die Einzelnen. Es ist der Gipfel seines Lebens. Die Protestanten wurden gezwungen, das Concil zu beschicken. Und so stark war Karls Stellung, daß er es durchsetzte, von Seiten der alten Kirche einige Concessionen den in den Schoß der Kirche zurückkehrenden Kefern entgegen zu bringen. Das sogenannte Augsburger Interim ist sein Werk. Wurde es wirklich den einzelnen Landeskirchen auferlegt, wurde sein Inhalt wirklich im Leben ausgeführt, so war für den Protestantismus der Anfang vom Ende gekommen.

In den Augsburger Verhandlungen über diese Angelegenheit machte Moriz zunächst die ihm gewährten Concessionen geltend, jene ihm zugesagte Duldung einiger nicht verglichenen Artikel und die mit des Kaisers Zustimmung seinen Landständen garantirte Religionsübung. Nicht von vorneherein lehnte er seinerseits die Pflicht ab, die kaiserlichen Vorlagen zu erörtern. Nein, er betheuerte mit großer Geschicklichkeit seine persönliche Bereitschaft sich dem Kaiser zu fügen. Aber da er doch mit des Kaisers Gutheißsen seinem Lande bestimmte Zusagen gemacht, so sei er verpflichtet nicht ohne seine Landstände dem Reichsgesetze sich zu unterwerfen. Eine persönliche Discussion zwischen Karl und Moriz hat darüber Statt gefunden. Alles was Karl von

dem neuen Kurfürsten erpreßte, war sein Verzicht auf einen Protest im Reichstage: er ließ sich überstimmen, ja er betheuerte Alles thun zu wollen, um in Sachsen das Interim annehmen zu lassen.

Er hat die so schwierige Frage, in der er dem Kaiser nicht beipflichten konnte, in der er aber auch mit dem Kaiser nicht brechen durfte, dilatorisch behandelt. Was er eigentlich damit gemeint, das war in Sachsen selbst bald zu spüren.

Er begann mit seinen Ständen und mit seinen Theologen über die Annahme des Interim zu handeln. Mit viel Geräusch trat er dafür auf; eine Verhandlung jagte die andere: der Kaiser durfte nicht über ihn klagen. Aber war es ihm Ernst? wollte er mehr als zum Scheine dem Protestantismus seiner Landeskirche mit Hülfe des Interim zu Leibe gehen?

Wenigstens Melanchthon, seinen namhaftesten Theologen, schützte er vor dem Zorne des Kaisers. Er verbürgte sich bei Karl für Melanchthon's friedliches Verhalten, und er beschwor Melanchthon von aller heftigen Polemik gegen das Interim zu lassen. Ueberhaupt die theologische Kriegsführung auf Seiten der Protestanten gegen die Alte Kirche wollte er einstweilen zum Schweigen bringen. Nach langen Discussionen kam das Leipziger Interim zu Stande, eine nicht unbedeutende Abschwächung des Augsburger Religionsgesetzes. Das wurde nun verkündigt, es wurde auch eine neue Kirchenagende angefertigt. Aber wie es mit Allem gemeint sei, legte Moriz selbst einmal dar für Jeden, der nur verstehen wollte. Er erschien unter seinen Ständen, nicht in feierlichem Aufzuge, im Jagdcostüme mit Stiefeln und Sporen ganz ungenirt und zwanglos; er erklärte, er verlange nicht einen Wechsel der religiösen Ueberzeugung, er sei mit der äußeren Befolgung der angeordneten Ceremonien zufrieden. Ja, in der Praxis sah man auch davon ab. Lauten Widerspruch, der des Kaisers Auge auf Sachsen gezogen, duldete er nicht, aber sonst ließ er die kirchliche Praxis auch ohne Rücksicht auf seine Gesetze geschehen. Melanchthon bezeugte freudig, daß eine innere kirchliche Aenderung in Sachsen nicht stattgefunden. An der Spitze der protestantischen Landeskirchen stand und blieb Sachsen; der protestantische Geist fand an dem Kurfürsten Schutz: unter der leichten Hülle des Interim wuchs die Pflanzung, vor äußeren Anfechtungen leichter bewahrt als durch trozigen Protest und Auflehnung wider den Willen des Kaisers.

So eben war Moriz' Art in kirchlichen Dingen. Ubereifrig war er sicher nicht, — persönlich kam es ihm auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger nicht an; so marschirte er 1548 in einer katholischen Procession ganz offen mit, sich dem Kaiser gefällig zu erweisen. Wir wundern uns nicht, daß die protestantischen Zeloten diese, wenn man so will, leichtfertige Weise, diese äußerliche Manier die kirchlichen Streitfragen zu behandeln nicht billigten, daß

sie ihr Wehe über diesen Judas riefen. Aber eine nüchterne Betrachtung der damaligen Lage möchte doch wohl der erfolgreichen Rechnung des Fürsten beistimmen. Es dürfte doch die Meinung nicht ganz ungegründet sein, welche grade dieser kursächsischen Taktik ein Hauptverdienst um die Erhaltung der protestantischen Landeskirche zuschreibt.

Und wie die Kirche seines Landes seiner Politik den Schutz ihres Bestandes dankte, so richtete sich auch unermüdblich seine Pflege und Sorge auf das Schulwesen in seinen Gebieten hin. Die innere Verwaltung des Landes war überhaupt von einem Geiste sorgsamer aufmerkamer Thätigkeit geleitet: Ordnung und Zweckmäßigkeit sind nach allen Richtungen des inneren Staatslebens die Merkmale seines Thuns.

Er selbst ist und bleibt ein merkwürdiger Mensch.

In Erstaunen versetzt uns immer aufs neue die frühe Reife und Selbstständigkeit seines politischen Wesens. Und nicht in der Darlegung genialer Conceptionen, großartiger Entwürfe, nicht in dem Erfassen weiter Gesichtspunkte oder ferner Ziele beruht der eigenthümliche Zauber, mit dem sein Thun den politischen Beobachter anzieht; nein er lebt immer ganz im Moment, er scheint immer nur das nächste praktische Ziel im Auge zu haben: sein politisches System enthüllt sich erst, wenn er die Aufgabe gelöst hat. Viele Fäden nach den verschiedensten Seiten hin hält er in seiner Hand: dem Zuschauer mag sich das Gewebe oft verwirren, er allein überfieht es mit ungetrübter Klarheit. Widersprechende Dinge scheint er gleichzeitig zu betreiben: der Widerspruch löst sich, sobald der Endpunkt des Unternehmens erreicht ist. Ein kalter Rechenmeister ist dieser junge Mann, der mit 25 Jahren durch seine politischen Schachzüge das mächtigste Kurfürstenthum des Reiches an sich gebracht, der nachher mit 30 Jahren dem Herrn der Welt die Neze gestellt, in denen Karl's Weltpolitik ihre Niederlage gefunden hat.

Kühl und überlegt, weitschauend und nachhaltig ist seine Politik.

Und doch ist Moritz selbst ein sehr lebhafter, wilder, heißblütiger Geselle. Er war von mittlerer Größe, zu einer gewissen Fülle der Gestalt hinneigend. Leidenschaftlicher Jäger, kühner Reiter, schlachtenlustiger Kriegermann, war er zugleich beim Spiele, beim Zechen, bei leichtfertigen Weibern nichts weniger als spröde gesinnt. Zur Zeit des Augsburger Reichstages, in Gegenwart von Kaiser und Reich hielt er mit seinen Genossen (so erzählt ein Augenzeuge) „also Haus, daß der Teufel darüber lachen möchte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war.“ Sein täglicher Lebenswandel gab vielfach Vergerniß: ihn kümmerte es nicht. Hestig und aufbrausend war er, dabei aber doch sehr verschwiegen und sehr zurückhaltend mit seinen politischen Gedanken. Er vertraute gern seinem Talente, im leichten Gespräche wichtige Dinge zu behandeln und große entscheidende Abmachungen zu treffen. Seine Briefe sind eine sehr fesselnde Lecture.

Kräftig und saftig, oft cynisch ist Sprache und Ausdruck, — man merkt es bald, daß man es nicht mit einem trockenen Geschäftsmanne oder mit einem bloß rechnenden Politiker, sondern auch mit einem Manne von lebhaftem Temperament und stürmischem Blute zu thun hat.

Das Verhältniß zur Gemahlin blieb äußerlich ohne Störung. Sehr jung war der Ehebund geschlossen; ein geistiges Band scheint aber niemals vorhanden gewesen zu sein. Die Herzogin begleitete ihn nicht auf seinen verschiedenen Zügen und Reisen. Sie ließ ihm alle Freiheit, die er nur wünschte. Sie hatten eine Tochter, die nachher des berühmten Draniers Gattin geworden ist.

In seinem Dienste arbeiteten Rätthe nicht ohne eigene Erfahrung und eigene Bedeutung. In die wahren Gedanken des Herrn war keiner von ihnen eingeweiht: sie erhielten ihre Aufgaben zugetheilt: niemals übersahen sie das ganze Feld, auf dem Moriz agierte. Zwar schrieb Karlowitz sich das Verdienst zu, Moriz zum Kurfürsten erhoben zu haben: sehr empfindlich brachte es ihm Moriz zum Bewußtsein, wie wenig ihm im Grunde an seinem Minister lag. Es ist eine Scene uns überliefert, die mir wie in photographischem Bilde den Fürsten und sein Treiben fixirt zu haben scheint. Als gerade eine der wichtigsten Entscheidungen zwischen Kaiser und Kurfürst bevorstand, als man in Spannung der Antwort des Kaisers auf die Fürbitte für die Freilassung des Landgrafen entgegenschah, da wollte Moriz von der Bühne sich entfernen, ein schönes Weibsbild in München zu seinem Vergnügen zu besuchen. Wie er eben den Schlitten bestieg, stürzte Karlowitz ihm nach, ihn bittend und beschwörend, zu dem wichtigen Staatsgeschäfte zu bleiben. Darauf aber achtete Moriz nicht: „ich will nach München fahren“, war die einzige Antwort, die dem Minister zu Theil wurde. Und als jener nun auf offener Straße zu schimpfen und zu schelten begann, trieb Moriz sein Pferd zum Lauf an, — und ließ jenen in seinem ohnmächtigen Zorne da stehen und reden! Das ist eine Probe, wie Moriz seinem persönlichen Lebensgenuß mitten in den größten Staatsgeschäften nachging — auch ein Beispiel von der selbstbewußten Ironie und gleichgültigen Sicherheit, mit der er selbständig seinen Weg ging. Er glaubte es selbst zu wissen, wann er zu scherzen und zu spielen, wann er zu arbeiten und zu handeln hatte.

Und gab er sich damals, im ersten Besitze der Kur und der bedeutenden ihm gewordenen Stellung im Reiche, dem Genuße und den Freuden des Lebens hin, — auch in jener Zeit hielt er die Augen geöffnet und achtete auf die Anzeichen des politischen Wetters. Als es ihm klar wurde, daß eine neue Erhebung gegen Karl's Absolutismus und Reactionspolitik im deutschen Volke sich regte, da warf auch er sich wieder in eine Thätigkeit hinein, die seine Action kühn und umsichtig für die neue Situation zurichtete.

Er war jetzt noch weniger der Meinung als früher, daß der Protestantismus aufgegeben werden könne. Sehr bestimmt und sehr deutlich nahm er das als die principielle Basis seines Thuns. Einst, 1546, war es ihm nicht möglich gewesen, zum Schutze desselben mit bewaffneter Macht den anderen Protestanten sich zuzugesellen: der Gegensatz gegen Johann Friedrich, der eigene politische Ehrgeiz hatte ihn davon abgehalten. Und die Macht, die reale Macht, die er anstrebte, hatte ihm damals gefehlt. Eben durch seinen Anschluß an den Kaiser war ihm diese reale Macht erst zu Theil geworden. Jetzt hatte er sie in der Hand, — jetzt konnte er anders auftreten. Und seine Macht wie seinen Kopf stellte er jetzt in den Dienst der protestantischen Sache.

Freilich auch diesmal verband sich ihm das allgemeine mit einem persönlichen Interesse. So lange er sich mit den Ernestinern nicht verglichen, drohte eine protestantische Erhebung die Errungenschaft des früheren Krieges ihm zu entreißen. Nach dieser Seite bedurfte er einer Garantie von den Ernestinern selbst und von den anderen protestantischen Fürsten. Was ihm auf dieser Seite half, war die in keinem Augenblicke ganz abgebrochene Beziehung zu dem Schwiegervater und den Schwägern in Hessen. Er ließ es sich angelegen sein, Landgraf Philipp aus der Haft zu befreien. Alle seine Vorstellungen halfen beim Kaiser nichts, aber sie befestigten doch seine Verbindung mit Hessen. Und die hessischen Minister sind es darauf gewesen, welche ihm bei den anderen Protestanten das Wort geredet haben. Großem Mißtrauen begegneten zuerst seine Eröffnungen. Nach dem Vorgange von 1546 erwartete man von ihm nichts gutes. Erst nach und nach wich der Verdacht, nach und nach ordnete man seiner Führung sich unter.

Es hatte sich schon ein Bündniß einzelner norddeutscher Fürsten gegen den Kaiser gebildet. Die Pläne des Kurfürsten Moritz mit dieser protestantischen Defensionspartei zu verbinden, war eine schwierige Sache. Für die gemeinsamen Aufgaben die Allianz der Franzosen zu gewinnen, war Moritz leichter. Er übersah die europäische Gegenstellung der großen Mächte; er wußte wo und wie Hülfe gegen Karl zu finden war. Die Ungeschicklichkeit und Unbehüllichkeit der Schmalkaldener besaß er nicht: so benutzte er die Chancen des französischen Angriffes auf den Kaiser zu seinem deutschen Unternehmen.

Und noch an ganz anderer Stelle mußte er einen Verbündeten zu suchen, — den eigenen Bruder Karls, König Ferdinand. Durch das Project, seinem spanischen Sohne Philipp die Nachfolge im deutschen Kaiserthum zuzuwenden, hatte Karl sich seinen Bruder entfremdet. Offen trat natürlich Ferdinand nicht auf, aber Moritz wußte genug von dem Verhältnisse der Brüder, er stand Ferdinand nahe genug, um unter gewissen Verhältnissen auch auf ihn rechnen zu können.

Das feinste aber war, wie er sich Karl selbst gegenüber verhielt. Immer noch war er Karl's ergebenster Diener, der die Aufträge der kaiserlichen Politik ausführte. Trotz der Differenzen in der kirchlichen Angelegenheit, welche 1550 deutlich herausgetreten waren, übernahm es gerade damals Moritz, einen Strafauftrag des Kaisers gegen das protestantische Magdeburg zu vollstrecken. Als kaiserlicher Hauptmann zog er zu Feld. Aber ihm war es Gelegenheit und Vorwand, ein Heer unter seinen Fahnen zu sammeln, das er ohne Verdacht zu erregen für jede Kriegsthat bereit halten konnte. Und daß er Achtung gebietend inmitten der Gegensätze stand und mit beiden Seiten zugleich eine Zeitlang verhandeln konnte, das war die Stellung, die seinem eigenen Charakter sehr wohl entsprach und für jeden Fall ihn sicher stellen mußte. Erst als auf protestantischer Seite sich alles das Verwirrte und Feindliche löste, da erst ließ er nach und nach die Maske fallen: ganz offen erklärte er sich erst, als er schon zum Ueberfalle auf den Kaiser unterwegs war.

Was ist es eigentlich, das den Kurfürsten zu dieser Erhebung gegen den Kaiser bewogen? Man hat in sehr scharfsinniger Erörterung und Zergliederung seiner Motive gemeint, die Besorgniß durch einen neuen protestantischen Aufstand um die Früchte seiner früheren Thaten gebracht zu werden, habe ihn vermocht, sich dem Aufstande anzuschließen, um nicht durch ihn zu verlieren. Ich gebe zu, daß dies Motiv sich nachweisen läßt. Aber es ist nicht die Hauptsache. Oder würde Moritz seine sächsische Stellung nicht auch haben befestigen, ja noch erweitern können, wenn er als wachsamer Vorposten auf die Symptome der Empörung geachtet und als Vorkämpfer der kaiserlichen Politik sie bekämpft hätte? Nein, neben den particularen Interessen wirkte auch auf ihn das allgemeine Princip. Gegen die gewaltsame Regierung Karl's V. hatte er als Kurfürst mehrfach angekämpft; der Verfassungsänderung wie Karl V. sie beabsichtigt, hatte er sich widersezt; dem spanischen Successionsprojecte trat er in den Weg und dem Protestantismus seines Landes gestattete er zuletzt immer lauterem Ausdruck. Ich meine, jene privaten Angelegenheiten hätte er sehr wohl auf kaiserlicher Seite zu ordnen vermocht: der principielle Gegensatz, der Protestantismus ist es, der ihm seine Stelle anwies, für den er 1552 eintrat.

Und folgt man nun der diplomatischen Einleitung dieses Ereignisses von 1552, so liegt es nahe, diesen neuen Bund der Protestanten gegen den Kaiser mit dem früheren von 1546 zu vergleichen. Wie anders verliefen jetzt die Dinge! Daß eine starke Hand jetzt die protestantische Sache führe, zeigt sich auf Schritt und Tritt. Vorsichtig geschahen die ersten Unknüpfungen mit den anderen Protestanten. Allmählig und langsam wand man sich durch die entgegenstehenden Hindernisse und Bedenken hindurch. Viele wollten davon nichts

wissen, daß man am besten den Protestantismus gegen den Kaiser verteidige, indem man den Kaiser angreife. Den Schritt von der reinen Defensive zu einer offensiven Action kostete Moritz viel Mühe seinen Genossen begreiflich zu machen. Und auch ohne Frankreich vorzugehen, hielt Moritz für unmöglich. Bei den Unterhandlungen stellte sich heraus, daß man den Franzosen einen Preis für ihre Unterstützung zu zahlen habe, — die lothringischen Bisthümer. Man gab sie weg.

Für uns Spätere ist das einer der schwersten Vorwürfe, daß die deutschen Protestanten deutsches Gebiet an Frankreich ausgeliefert haben. Und in der That, es ist und bleibt immer eine Schmach für eine Nation, wenn sie vom eigenen Leibe Stücke losreißen muß, des Fremden Hülfe zu bezahlen. Es frommt nicht, diese Wunde zu verkleistern oder zu verdecken. Aber erklären und verstehen können wir die historische Thatsache auch hier. Es war das nationale Gefühl durch das Vornthalten der kirchlichen Interessen in jener Zeit bedeutend abgeschwächt: die protestantischen Kirchen zu retten, galt als das wichtigste, für das man auch schweren Preis zu zahlen sich entschloß. Und die Herbigkeit unseres Urtheils mildert sich vielleicht auch durch den Hinblick auf eine ganz ähnliche Abtretung, welche in unserer Gegenwart Italiens größter Staatsmann demselben Frankreich für eine ähnliche Aufgabe zu gewähren sich hat überwinden müssen.

Wie dem auch sei, Moritz entschloß sich dazu, den Preis zu zahlen für die Hülfe, die ihm nöthig schien. Seine Sache war es, nicht mehr als eben nöthig den Franzosen gewinnen zu lassen.

Mit Energie und Rücksichtslosigkeit den Krieg zu führen, war ein weiteres, zu dem Moritz sich entschlossen. 1546 hatten die Schmalkaldener sich vielfach mit halben Zusagen ihrer Nachbarn begnügt, die Neutralität wichtiger Territorien anerkannt. Jetzt hieß es, wer sich widersetzen wolle, den werde man als Gegner treffen und sein Gebiet als Entschädigungsmaterial für die Kriegskosten behandeln. Abgesehen war es dabei vorzugsweise auf die gut kaiserlichen geistlichen Fürsten in Mittel- und Süddeutschland. Wer sich aber anschließen wollte, war willkommen. Auf seine Religion wurde nicht gesehen: Religionsfreiheit für jeden Reichsstand, also auch den katholischen, war die Parole.

Am kaiserlichen Hofe hatte man von den Bewegungen und Rüstungen allerdings Kunde erhalten. Karl war nicht ungewarnt. Aber er unterschätzte die Sache. Nach den Erfahrungen von 1546 glaubte er nichts Großes den Protestanten zutrauen zu dürfen. Er meinte, es sei noch immer möglich die Gegner zu zertheilen und zu zerstreuen: er urtheilte, des jungen Kurfürsten Moritz sei er sicher, gegen ihn brauchte er ja nur die Ernestiner loszulassen, um ihn in Ruhe zu halten. Schwer hat er sich getäuscht. Er erwartete Moritz

bei sich in Innsbruck zu politischen Conferenzen: da kam die Botschaft, mit feindlichem Heere sei er im Anzug.

Ganz plötzlich war die Erhebung geschehen. Ueberraschend, verwirrend, niederschmetternd fielen die ersten Schläge. Nach Tirol wälzte sich in stürmischer Eile der Kriegszug, den Kaiser persönlich zu treffen. Karl hatte so gut wie nichts entgegenzustellen. Ob irgend welcher Widerstand geleistet werden könne, hing von Ferdinand ab. Und Ferdinand rieth zur Unterhandlung, zu Concessionen. Im Auftrage seines Bruders hatte er mit Moriz eine Besprechung in Linz; sie endete mit einer Vertagung auf 5 Wochen, nach welcher Frist eine größere Versammlung entscheiden sollte. Diese 5 Wochen hatten die Protestanten also die Hand frei zu militairischen Thaten. Moriz warf sich auf Tirol. Die Klause wurde erstürmt, die tirolische Landesregierung zog von den Pässen ihre Soldaten zurück: Ferdinand wollte sein Land nicht neuer Gefahr aussetzen, um seines Bruders Person zu schützen. In der Hinsicht stimmte das Ergebniß genau zu Moriz' Berechnung. Mitten in der Nacht mußte Karl fliehen. Mit genauer Noth gelang seine persönliche Rettung. Es ist der Todesstoß für Karl's Politik, von dem er sich nicht wieder vollständig erholt hat.

Ich trete in das Detail der Verhandlungen des Sommers 1552 nicht ein. Dem widerstrebenden Kaiser wurde von Ferdinand und von der Majorität der am Kriege nicht theiligten Fürsten im sog. Passauer Stillstande die Concession abgerungen, welche die Duldung der protestantischen Kirchen, die Aufhebung der Resultate von 1548 bedeutete.

Dafür verzichtete der Fürstenbund auf territoriale Veränderungen in Deutschland. Dem Franzosen wurde gleichzeitig begreiflich gemacht, daß die bewilligte Annexion der lothringischen Bisthümer ihm im rheinischen Elsaß keine Ermächtigungen erteilt habe.

Das Resultat von 1552 ist vorzüglich das Werk des Kurfürsten Moriz. Wenn er vor wenigen Jahren mitgeholfen, die spanisch-katholische Politik des Kaisers zur bestimmenden Macht über Deutschland zu erheben — so war es jetzt sein Werk vor allen, daß Karl's Tendenzen aus Deutschland herausgeschlagen wurden. Die officiële Anerkennung und Duldung der protestantischen Kirchen ist sein Verdienst.

Was er also erbaut hatte, war er nun zu schützen und zu erhalten bereit. Unruhige Elemente waren noch genug vorhanden. Sein Kriegsgenosse von 1552 Markgraf Albrecht war nicht durch den Frieden zufriedengestellt. Der Kaiser selbst wühlte und intriguirte, den Boden des Passauer Vertrages wieder zu erschüttern. Allen traten die beiden entgegen, welche sich 1552 verständigt hatten, — Ferdinand und Moriz. Schon im Jahre 1553 hatte Moriz zum Schutze des Friedens wieder zu schlagen. Gegen Markgraf Albrecht mußte

er zu Feld ziehen. Es kam bei Sievershausen zum Treffen, am 9. Juli 1553. Das sächsische Heer siegte. Aber Moritz war schwer verwundet. Und bald nachher am 11. Juli gab er seinen Geist auf, — etwas mehr als 32 Jahre alt.

Was seine letzten Ziele gewesen, wer will unternehmen es zu sagen? Auch 1553 stand er wieder in geheimen Verhandlungen mit Frankreich. Gerüchte gingen viele herum: einen großen Angriff auf den Kaiser habe er geplant, seine Erhebung zum römischen Könige d. h. also an die Spitze des deutschen Reiches hätten ihm die Franzosen angeboten. Ob das begründet gewesen? In der Weise, wie es uns heute angedeutet vorliegt, klingt es sehr unwahrscheinlich — war doch der römische König Ferdinand, Karl's Bruder, damals sein Märrter. Was er in Gedanken geführt, das können wir nicht wissen. Aber daß er etwas beabsichtigt, etwas mehr als die Niederhaltung Albrecht's, das anzunehmen berechtigt uns seine Action von 1546 und 1552. Auch damals hätte vor dem Ziele Niemand zu sagen gewußt, welches das wirkliche Ziel seiner vielseitigen Thätigkeit in jedem Falle war. Diesmal war er vor dem Abschlusse selbst weggerafft, — und damit ist uns der Schlüssel seines Geheimnisses für immer entzogen.

Und übersieht man, was Moritz schon bis dahin in den Anfängen seines politischen Lebens, in dem Lebensalter, in welchem meistens die politischen Charactere noch nicht zu ihrer vollen Reife gelangt sind, in einem Zeitraum von sieben Jahren erreicht und geleistet hat, — die Gründung einer bedeutenderen norddeutschen Hausmacht und die Sicherung des Religionsfriedens für den bedrohten Protestantismus — dann erhebt sich wie von selbst in uns die Betrachtung, daß Größeres, wirklich Großes bei längerem Leben ihm noch möglich gewesen wäre! Und hätte ein Mann seines Geistes noch weiterhin über den Geschieden seiner Nation gewacht, und die Führung der Angelegenheiten noch weiterhin in seine Hand genommen, es ist nicht zu sagen, wie anders die deutsche Geschichte sich gestaltet haben würde!

Die volle Bedeutung eines Staatsmannes für sein Volk ist ersichtlich aus dem, was er gethan und vollbracht hat — sie wird aber ebenso fühlbar in der Lücke, die sein vorzeitiges Abscheiden unausgefüllt hinter sich zurückläßt.

Wie ich Livingstone auffand.*)

Dieser reisende Zeitungs-correspondent Mr. Henry Stanley ist in der That ein höchst merkwürdiger Mensch. Sein Werk: „Wie ich Livingstone

*) How I found Livingstone; Travels, Adventures and Discoveries in Central Africa; including four months' residence with Dr. Livingstone. By Henry M. Stanley, Travelling